

1.1.2 Forschen mit Foucault

»Das Werk Michel Foucaults hält für den Leser Hürden bereit, die sich nicht zuletzt aus den Umorientierungen eines Denkens erklären, das sich im Schaffensprozess mehrfach selbst korrigiert.«
(Ruoff 2018, S. 13)

Um das gleich vorweg festzuhalten: Die theoretische und empirische Arbeit mit Michel Foucault ist ein anspruchsvoller Weg. Seine Texte sind sprachlich wie inhaltlich keine leichte Kost, sein Denkgebäude gleicht einem Labyrinth, sein methodologisches Vokabular ist »nur schwach systematisiert« (Sellhoff 2020, S. 69), und die Begriffsverwendung weder konstant noch eindeutig. Foucault war ein Denker, »der sich wenig um Konsequenz und Kontinuität scherte« (Waldenfels 2003, S. 1) und selbst zugab, dass seine Gedanken manchmal »ziemlich verwirrend und ungewiss klingen« (Foucault 1978, S. 53). Seine Konzepte blieben ständig ein *work in progress*, begleitet von »Neuinterpretationen, Retouchen, Umdeutungen und terminologischen Verschiebungen« (Kammler 2020a, S. 13). Der Mitherausgeber des 525-seitigen »Foucault-Handbuchs«, Clemens Kammler, stellt fest: »Den inneren Zusammenhang von Foucaults Schriften zu entschlüsseln, erscheint auch heute noch als Herausforderung.« (Ebd., S. 11)

Auch diesem Kapitel gingen mehrere Wochen vertiefter und intensiver Lektüre von Originalschriften und einschlägiger Literatur voraus. Trotz einer breiten Rezeption und zahlreicher Verstehens- und Verwendungsversuche konnte in zentralen Fragen der Werkinterpretation und empirischen Umsetzung keine Einstimmigkeit erzielt werden (Kammler 2020a, S. 11). Auch das Werk »Archäologie des Wissens« (Foucault 1981), auf das sich diese Arbeit hauptsächlich stützt, ist nicht »völlig frei von inneren Widersprüchen und Lücken« und blieb letztendlich auch »eine Baustelle« (Kammler 2020b, S. 65). Daher überrascht es nicht, dass die Bewertungen der »Archäologie« weit auseinandergehen: Während einige die Schrift für ein »gescheitertes Unternehmen« halten, preisen andere sie als »radikale wissenschaftstheoretisch begründete Neuorientierung empirischen Forschens« (Keller 2011, S. 135).

Im Gegensatz zu vielen anderen Theoretikern, wie etwa dem britischen Soziologen Anthony Giddens (1988) oder seinem französischen Fachkollegen Pierre Bourdieu (1982), stützt Foucault seinen Ansatz nicht auf ein festes, wohldefiniertes Begriffsrepertoire und auch nicht auf ein axiomatisch entwickeltes, in sich schlüssiges Konzept. Anders als die Strukturierungstheorie oder die Habitus-Kapital-Theorie ist die Foucault'sche Diskurstheorie »kein geschlossenes Ganzes mit einer bestimmten Methodik und einem unerschütterlichen logischen Fundament« (Ruoff 2018, S. 246). Stattdessen ist der Theoriebildungsprozess durch eine kontinuierliche Weiterentwicklung und ständige Akzentverschiebung gekennzeichnet: Foucault

verlagert mehrfach seinen Forschungsfokus auf neue Gegenstandsfelder, revidiert seine Interessenschwerpunkte und transformiert seine Analyseverfahren (Kammeler 2020a, S. 13). In diesem Theoriebildungsprozess erfahren auch die Begriffe eine »Verschiebung in ihrer Gewichtung und Bedeutung« (Ruoff 2018, S. 13).

Foucault war sich dieser Schwächen und Inkonsistenzen seines theoretischen Konzepts durchaus bewusst. In »Archäologie des Wissens« räumt er ein, er habe »kein strenges theoretisches Modell errichtet« (Foucault 1981, S. 167). Darin bekunde sich »ein Denken, das auf der Suche ist, als dass es Thesen vertritt« (Waldenfels 2003, S. 3). Anstatt einem festen Schema zu folgen, »bereichert, verändert, verbessert, umkreist [Foucault] seine eigene Vorgehensweise immer wieder aufs Neue« (Jäger 2015, S. 8). Diese Vorstellung einer stetigen Weiterentwicklung und kritischer Reflexion entspricht dem Foucault'schen Selbstverständnis als Experimentator, wie er es im Gespräch mit dem italienischen Journalisten Ducio Trombadori formuliert:

»Jedes Buch verändert das, was ich gedacht habe, als ich das vorhergehende Buch abschloss. Ich bin ein Experimentator und kein Theoretiker. Als Theoretiker bezeichne ich jemanden, der ein allgemeines System errichtet, sei es ein deduktives oder ein analytisches, und es immer in der gleichen Weise auf unterschiedliche Bereiche anwendet. Das ist nicht mein Fall. Ich bin ein Experimentator in dem Sinne, dass ich schreibe, um mich selbst zu verändern und nicht mehr dasselbe zu denken wie zuvor.« (Foucault 2005, S. 52)

Vor diesem Hintergrund überrascht es wenig, dass die Rezeption von Foucault'schen Konzepten »über Jahrzehnte hinweg eine Geschichte der Nichtbeachtung, Missverständnisse, Fehldeutungen und Widerstände [blieb]« (Martschukat 2020, S. 367). Beispielsweise in der Historiografie waren die auf Foucault gestützten Arbeiten lange Zeit »vereinzelte Bemühungen von Avantgardisten, die bereit waren, angestrengt gegen den Strom zu schwimmen« (ebd.). Diese Diagnose trifft für andere Fachdisziplinen ebenfalls zu. Auch in der, zumindest deutschsprachigen, Kommunikationswissenschaft und Medienforschung ist eine diskurstheoretische Herangehensweise »noch immer eine Seltenheit« (Wiedemann und Lohmeier 2019, S. 1).

Dass die Kommunikationswissenschaft den auf Foucault gestützten Arbeiten »mit Skepsis und Kopfschütteln« (Wiedemann und Lohmeier 2019, S. 5) begegnet, liegt allerdings nicht nur an den vorhin beschriebenen Defiziten seines theoretisch-empirischen Konzepts. Die Sonderstellung der Diskursanalyse ergibt sich auch aus der Logik des Faches: Zur Legitimations- und Akzeptanzgewinnung setzt die Kommunikationswissenschaft schwerpunktmäßig auf quantitative Methoden, statistische Datenanalyse und standardisierte Untersuchungsverfahren (ebd.; auch Wiedemann und Meyen 2016) und fordert »repräsentative Daten und unmittelbar verwertbare sozialwissenschaftliche Erkenntnisse« (Löblich 2010, S. 302). Die diskursana-

lytische Herangehensweise fällt durch dieses Raster: Sie ist in der Regel qualitativ angelegt, erfordert eine »unumgängliche Interpretationsarbeit« (Keller 2011, S. 11), generiert keine großen Fallzahlen und Datenmengen und stellt »keine geschlossene, ›lernbare‹ Methode« (Classen 2008, S. 363) dar. Foucault liefert, wie bereits diskutiert, weder »eine ausgearbeitete Theorie« noch »ein methodisches Instrumentarium im engeren Sinne« (ebd., S. 364). Letztendlich erfordert der diskursanalytischer Zugang von Forscherinnen und Forschern »ein hohes Maß an Mut bzw. Methodenpragmatik« (Wiedemann und Lohmeier 2019, S. 5). Doch was kann er leisten?

Warum (trotzdem) Foucault? Der »Literaturhorizont«, aus dem sich Kommunikationswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler Theorien erschließen können, ist breit (Löblich 2016, S. 74). Warum fiel meine Wahl ausgerechnet auf Michel Foucault? Warum lohnt es sich, trotz der starken Detail- und Allgemeineinwände, auf die sein Werk trifft, sich durch das Labyrinth seiner Diskurstheorie durchzuschlagen? Auch wenn Foucaults Gedankengang nicht frei von Irrwegen und Sackgassen ist, gibt es drei Gründe für die Entscheidung, den theoretischen Grundstein mit Foucault zu legen: einen fachlichen, einen fachübergreifenden und auch einen persönlichen.

Aus *fachlicher* Perspektive halte ich den diskursanalytischen Ansatz für besonders geeignet, um medial vermittelte Geschichtsnarrative eingehend zu untersuchen. Damit lässt sich die Kernfrage der Kommunikationswissenschaft angehen: Wie wird Bedeutung durch öffentliche Kommunikation produziert? (Wiedemann und Lohmeier 2019, S. 5) In seinen Werken entwickelt Foucault zahlreiche theoretische Konzepte sowie einige methodische Vorschläge zur Diskursanalyse, die den Verflechtungen von *diskursiven Praktiken*, Wissensordnungen und Machtverhältnissen auf den Grund gehen.² Auf den Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit angewendet: Der diskurstheoretische Ansatz erlaubt einen strukturierten, systematischen Zugang zum umkämpften Terrain der Geschichtsvermittlung und ermöglicht es, die Prozesse der Produktion und Manifestation ›historischer Wahrheit‹ und kollektiver Wissensordnungen nachzuvollziehen.

Die Breite und Tiefe der Fragestellungen, die diskursanalytisch angegangen werden können, verdeutlichen, dass das Foucault'sche Denkgebäude eine analytisch-kritische Perspektive nahelegt, die über die bloße Beschreibung manifester Inhalte und immanenter Deutungen hinausgeht (Wiedemann und Lohmeier 2019, S. 7). Mit Foucault'schen ›Werkzeugen‹ lassen sich nicht nur Deutungsmuster und Sinnzusammenhänge auf der Inhaltsebene untersuchen, sondern auch Kontexte,

2 In der Berücksichtigung von Machtverhältnissen sowie in ihrer Anwendbarkeit auf fiktionale Unterhaltungsangebote besteht der größte Vorteil der Diskurstheorie gegenüber beispielsweise dem Framing-Konzept, das oft für die Analyse von Medieninhalten zum Einsatz kommt (Wiedemann 2018a, S. 180).

Interessen und damit verbundene Machtkonstellationen auf der Ebene der Produktion und Rezeption. Da der ›Werkzeugkasten‹ so gestaltet ist, dass er weitergedacht und entwickelt werden kann, gleiche ich die Defizite des Foucault'schen Ansatzes durch den Rückgriff auf Erweiterungen seiner Diskurstheorie aus: Definitionen und Aspekte, die mir im Foucault'schen Denkgebäude zur Beantwortung meiner Forschungsfragen fehlen oder unzureichend erscheinen, finde ich in den Ansätzen anderer Diskurs-, Erinnerungs- und Filmforscherinnen und -forscher und integriere sie in das theoretische Konzept.

Mit dem zweiten Argument schlage ich eine Brücke von der Kommunikationswissenschaft zu *anderen Disziplinen* und größeren gesellschaftspolitischen Fragestellungen. Obwohl die Foucault'sche Diskurstheorie keinen Anspruch erhebt, »alle sozialen Phänomene beschreiben zu können« (Diaz-Bone 2017, S. 131), bietet sie eine »breitere gesellschaftspolitische Kontextualisierung« (Wiedemann und Lohmeier 2019, S. 6), was ihre große Stärke ausmacht. Der diskursanalytische Zugang ermöglicht es, diese primär kommunikationswissenschaftliche Arbeit an größere geschichts- und kulturpolitische Fragehorizonte sowie an geistes-, sozial- und geschichtswissenschaftliche Nachbarfächer anzuschließen. Die Diskursanalyse kann vor allem *erinnerungskulturelle* Ansätze produktiv ergänzen: Zwar weisen auch sie der kollektiven Wissensordnung eine wichtige Rolle zu, doch bieten sie keine zufriedenstellende Anleitung, »wie man dieses Wissen als eine konstruktive Praxis konzipieren und/oder systematisch analysieren kann« (Diaz-Bone 2017, S. 136). Der diskursanalytische Ansatz bietet auch wertvolle Impulse für die *geschichtspolitische* Forschung: Dies liegt daran, dass – trotz der florierenden empirischen Entwicklung dieses Feldes – die theoretisch-methodischen Grundlagen im Vergleich dazu erkennbar zurückgeblieben sind (Schmid 2009, S. 9). An dieser Stelle setzt die Diskursanalyse an, die eine systematische Untersuchung von Wechselverhältnissen zwischen Diskursen, Wissen und Macht ermöglicht. Ich gehe davon aus, dass eine Zusammenführung des Diskurskonzepts mit Ansätzen aus dem Bereich der Erinnerungskultur und Geschichtspolitik gewinnbringend ist und dem Feld der Erinnerungs- und Gedächtnisforschung, insbesondere im post-sozialistischen Raum, neue und wichtige Impulse geben kann. Auch das Feld der *Filmanalyse* kann mit Foucault'schen Begriffen und Konzepten kritisch-produktiv weiterentwickelt werden.

Neben der fachlichen und fachübergreifenden Relevanz steht Foucaults Blick auf die Gesellschaft im Einklang mit meinem *Welt- und Selbstverständnis* als Wissenschaftlerin. Die Vorstellung, dass Diskurse die Wirklichkeit nicht einfach widerspiegeln, sondern sie neu konstruieren und dass diese Konstruktionen mit Macht- und Herrschaftsbeziehungen verwoben sind, mag Forscherinnen und Forschern aus dem ›positivistischen Lager‹ gegen den Strich gehen. Ich hingegen sehe mich dem Lager eines ideologie- und gesellschaftskritischen, politisch engagierten und transformativen Forschens zugehörig und interessiere mich für Konzepte und

Ansätze, in denen das Wissenschaftliche, das Politische und das Gesellschaftliche zusammenkommen. Die Diskursanalyse erlaubt es nicht nur, Diskurse in ihrer Widersprüchlichkeit und Dynamik zu problematisieren, sondern auch Mittel und Strategien aufzudecken, mit denen eine Akzeptanz von bestimmten Erzählungen, Deutungen und Wahrheiten herbeigeführt wird und das Feld des Sag-, Zeig- und Erinnerbaren ausgeweitet oder eingeschränkt wird (Jäger 2019, S. 79). Das Politische der Diskursanalyse zeigt sich darin, dass durch die Infragestellung vorherrschender Diskurse und Wissensordnungen alternative Denkrichtungen aufgezeigt und Ideen entwickelt werden können, die Partizipation und Veränderung ermöglichen (ebd., S. 81). Somit wird eine kritisch-politische Perspektive um eine transformative Komponente erweitert: In meiner akademischen Arbeit geht es mir nicht um reine Deskription oder ›Diagnose‹, denn diese würde lediglich den Status quo verfestigen und ihn als selbstverständlich erscheinen lassen (Jäger 2015, S. 10), sondern darum, »solches Wissen zu produzieren, das Hinweise darauf gibt, wie sich gegenwärtige soziokulturelle Probleme und Konflikte lösen lassen« (Hepp et al. 2009, S. 9)³.

1.1.3 Begriffe und Konzepte: Zum Verhältnis von Diskurs, Wissen, Wahrheit und Macht

Begriffe und Konzepte, die in diesem Unterkapitel diskutiert werden, sind Werkzeuge, die ich aus der Foucault'schen ›Werkzeugkiste‹ entlehne, um mich analytisch an filmische Geschichtsbilder anzunähern und meine Forschungsfragen zu beantworten. Aus »einem ganzen Rüstzeug von Termini« (Foucault 1981, S. 283), die Foucault in seinen Werken entwickelt hat, greife ich vier Stichwörter auf: *Diskurs*, *Wissen*, *Wahrheit* und *Macht*. Diese vier Begriffe helfen im weiteren Verlauf der Arbeit, das Wechselspiel von Geschichtsdiskursen, Geschichtswissen und dem im Namen der historischen *Wahrheit* geführten Kampf um Deutungsmacht nachzuvollziehen und drei Ebenen der Filmanalyse miteinander zu verbinden: den Inhalt, die Produktion und die Rezeption.

Diskurs Diskurs ist der Schlüsselbegriff vom Foucault'schen Denkgebäude und sein tragender Bezugspunkt. Der Begriff *Diskurs* stammt aus dem Lateinischen *discursus* (Umherlaufen) und wird im Alltagssprachlichen bzw. nichtwissenschaftlichen Gebrauch oft »als unscharfes Synonym für ›öffentliche Debatte‹ oder ›mediale Berichterstattung‹ [verwendet]« (Wiedemann und Lohmeier 2019, S. 2). Das Diskursverständnis, das das Foucault'sche Konzept prägt, knüpft jedoch nur bedingt an diese

3 Mein Wissenschaftsverständnis deckt sich dabei auch mit der Auffassung der Cultural Studies, die die Idee einer interdisziplinären und politisch engagierten Forschung vertreten (Grossberg 1997, S. 197) und von einem »interventionistischen Charakter [Herv.i.O.]« (Hepp et al. 2009, S. 9) der Forschung ausgehen.